

*Beiträge zu Geschichte und
Gegenwart des IX. Bezirks*

Erich Fried

1938 1968 1988



Zum 20. Todestag am 21. November

Teil 1

49. Jahrgang

192

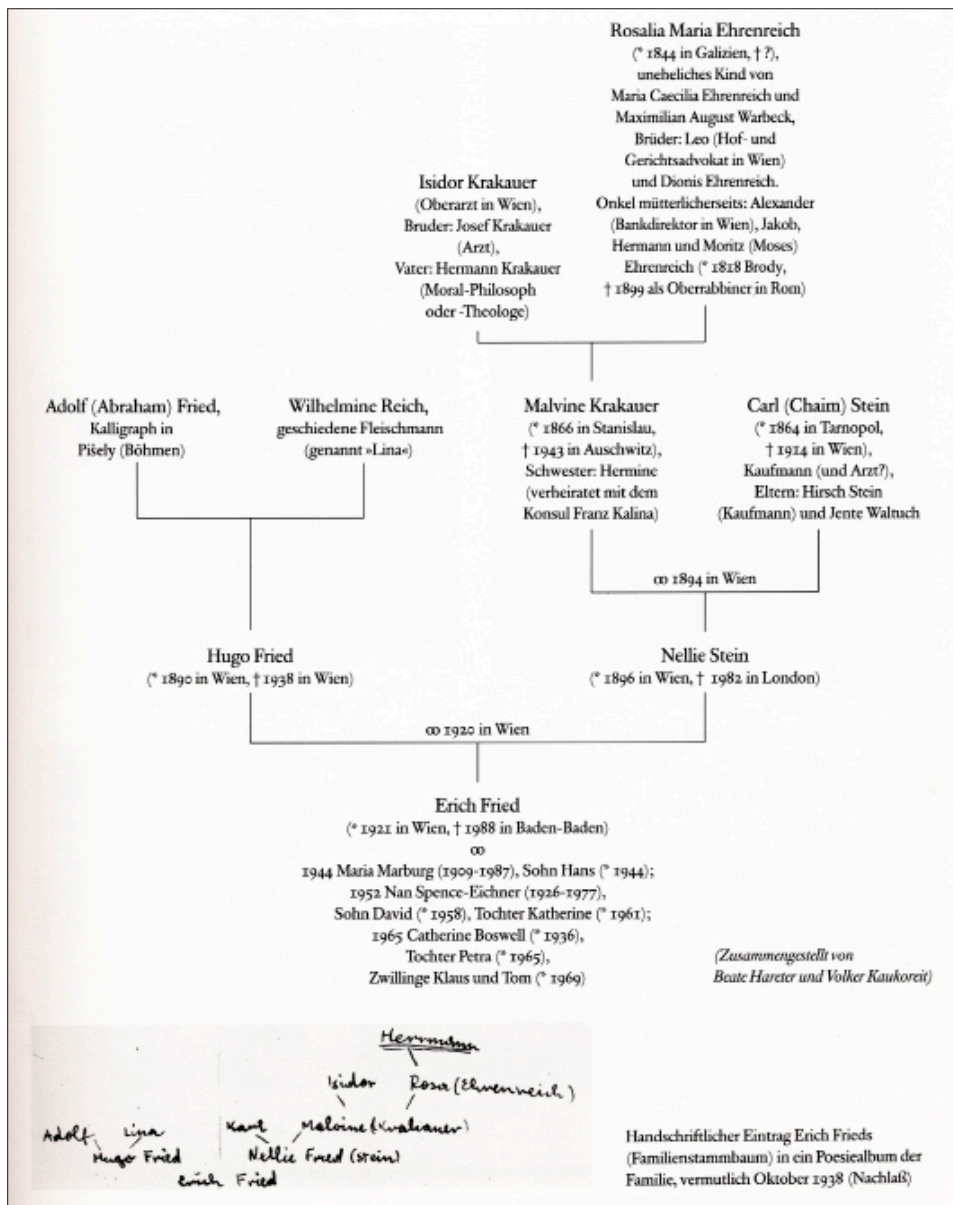
Oktober 2008

DAS HEIMATMUSEUM ALSERGRUND

Mitteilungsblatt des Bezirksmuseums Alsergrund

AU ISSN 0017-9809

Familien-Stammbaum





*Betty Ehrenreich,
Ururgroßmutter*



*Hermann Ehrenreich,
Ururgroßvater*



*Malvine Stein,
Großmutter*



*Moses Ehrenreich,
Ururgroßonkel, Oberrabbiner
in Rom*



*Alexander Ehrenreich,
Ururgroßonkel*



*Isidor Krakauer,
Urgroßvater*



*Rosalia Krakauer,
Urgroßmutter*

Grossmutter

Beim ersten und zweiten Mal
wenn du niesen mußtest
sagtest du: „Helf Gott“ zu dir
beim dritten Mal nur noch
„Zerspring!“

Unsinn sagtest du
wenn du deine Hoffnung meinstest
und Tanz statt Liebe
und elende Laune statt Trauer

Wie du
deinen Tod genannt hast
im Lager
das weiß ich nicht

[1984]

Die Großmutter



*Wohnhaus Erich Frieds. Im Parterre das
Café Thury.*

Malvine Stein war die Mutter von Nellie Fried. Sie wurde am 28. Mai 1866 in Lemberg geboren und war mit dem Arzt Carl Stein verheiratet, den Erich aber nicht mehr gekannt hat.

Da sich Erich Fried mit seinem Vater nicht sonderlich gut vertrug, seine Mutter aber viel auf Reisen war, lag seine Erziehung vor allem in den Händen seiner Großmutter. Sie führte auch die Aufsicht über den Haushalt, der von Dienstmädchen besorgt wurde. Da er das einzige Enkelkind seiner Großmutter war, „verwöhnte“ sie ihn. In „Geschichten von meiner Großmutter“ hat Erich Fried „dieser grauhaarigen, später weißhaarigen, sehr kleinen und zierlichen Frau, die mich in meinen ersten Jahren erzog, die ich lieber hatte als Vater und Mutter“ ein literarisches Denkmal gesetzt.

... und die so phantasievoll und ausführlich schimpfen konnte, daß sie oft sogar meine keineswegs auf den Mund gefallenen Eltern zum Schweigen brachte. Nur ich hatte mir

meine Beobachtung, daß die ärgsten Verwünschungen und Schimpfreden sich immer genau derselben Redensarten und Worten bedienen, zunutze gemacht, indem ich ihr ihre ewig gleichen Flüche, die ich natürlich längst auswendig wußte, viel schneller vorsagte, als sie selbst sie schleudern konnte. Ja, einige Zeit später, als ich etwas größer geworden war, sang ich meiner Großmutter ihre eben erst angefangenen Schimpfreden zur Melodie der Serenade von Toselli vor, wobei ich nur wenige Worte weglassen mußte.



Malvine Stein, wenige Jahre vor ihrem Tod.

Sie muss eine eigensinnige, starke Frau gewesen sein. In Erich Frieds Erinnerung wirkt zwar alles irgendwie komisch, was mit seiner Großmutter zusammenhängt, dennoch kann man den Kern erkennen. So begann die alte Frau erst dann in Inflationsbeträgen und Millionenstellen zu rechnen, als die Schillingwährung jene Nachkriegsin-



Noch heute sichtbare Markierungen in Theresienstadt.

flation bereits abgelöst hatte. Sie bezeichnete Hundert Schilling als eine Million und ein Zehngroschenstück als tausend Kronen. Erst als 1938 die Schillingwährung abgeschafft und durch Reichsmark und Reichspfennige ersetzt wurde, ging sie dazu über, das Geld hartnäckig Schilling und Groschen zu nennen

Das Ende war, daß meine Großmutter, die wenige Monate nach dem Einmarsch Hitlers auch auf dem anderen Auge erblindete, schließlich, zweieinhalb Jahre nach Kriegsausbruch, aus Wien, wo sie seit ihrem zweiten Jahr gewohnt hatte und heimatberechtigt war, ins Ghetto Theresienstadt abgeschoben und kurz darauf von dort weiter, in ein Vernichtungslager, transportiert wurde. Dort ist sie dann in ihrem neunundsiebzigsten Lebensjahr, nicht ganz zwei Jahre vor Kriegsende, vergast worden.

Gefördert und unterstützt von:



Die Mutter



Nellie Fried, geborene Stein

Nellie Fried, geborene Stein, wurde am 14. 9. 1896 in Wien geboren. Sie starb 1982 in London im Haus ihres Sohnes.

Ihre Modelle waren Verkaufserfolge, und ich erinnere mich genau, wie ich als Kind zum ersten Mal die vielen kleinen Porzellan- und Terrakottafiguren in der Firma Goldschneider ansehen durfte. Die langbeinigen Tonmädchen und langohrigen Esel meiner Mutter hatten sich plötzlich vervielfacht und in Porzellan verwandelt und standen in Reih und Glied auf den Regalen.



Mutter und Großmutter Frieds



*Nellie und Hugo Fried;
Hochzeit 1920*

1920 hatten die Eltern geheiratet, nachdem sie sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Wien kennen gelernt hatten. Beide stammten aus jüdischen Wiener Familien, waren aber, wie das meistens der Fall war, nicht strenggläubig. Erich Fried wurde ein Jahr nach der Hochzeit geboren, und zwar in der Klinik Hera, in der Löblichgasse am Alsergrund. Als er etwa eineinhalb Jahre alt war, brachte die Mutter ein Mädchen zur Welt, das aber im Spital tot geboren wurde.

Ich erinnere mich aus dieser Zeit, daß ich in einem mir fremden Zimmer auf der Bettdecke meiner Mutter lag und einen der Knebel, die den Überzug an der Decke festhielten, abdrehte. Meine Mutter aber war nicht böse, sondern streichelte mir nur den Kopf. Daß sich dieses Zimmer im Sanatorium Hera befand, wo auch ich zur Welt gekommen war, wußte ich nicht; auch nicht, daß meine Mutter diesmal ein totes Kind geboren hatte.

1938, am 24. April, saß auch Nellie Fried gemeinsam mit 30 anderen Verwandten und Bekannten bei jener verhängnisvollen Versammlung im Café Thury. Ein Kellner, der die Gesellschaft belauscht hatte, rief die Polizei, alle wurden verhaftet. Die Anklage gegen die Eltern lautete auf „*Vorbereitungshandlung zur Verbringung von Devisen in das Ausland*“. Erich Fried war wohlweislich nicht zu jener Versammlung gegangen. Er organisierte die Verteidigung seiner Eltern. Nellie Fried wurde zu fünf Jahren Haft verurteilt. Der Richter bewahrte sie allerdings davor, in ein KZ abtransportiert zu werden. Nach einem halben Jahr kam sie frei und konnte durch ein Visum, das Erich Fried mit Hilfe von Lord Halifax und Lady Mountbatten besorgte, nach London nachfolgen.

Und von meiner Mutter mußte man ordentlich, sodaß man alles vor Augen sieht, erzählen, wie sie sich für mich abgearbeitet hat, als ich klein war, und auch später noch, und wie sie versucht hat, das immer noch zu tun, als sie achtzig Jahre alt war und bei meiner Frau und mir gewohnt hat und uns mit ihrer Besitz ergreifenden Eifersucht auf mich das Le-

ben oft schwerer gemacht hat, als sie vielleicht wußte. Wie sie mich als Kind vor den Schlägen meines Vaters schützte, indem sie sich wie ein wildes Tier auf ihn warf, und wie sie sich auf mich warf, als ich schon erwachsen war und sie mich vergeblich zu beherrschen versuchte, und wie sie mich anschrte:“ Wenn du nicht so leben willst wie ich will, dann brauchst du überhaupt nicht zu leben.

Es wäre davon zu berichten, wie mutig sie dem Gestapomann gegenübertrat, der meinen Vater umgebracht hatte, und wie sie ihn, umgeben von Hakenkreuz tragenden Männern in öffentlicher Gerichtsverhandlung, als er als Zeuge gegen sie auftrat, einen ganz gemeinen braunen Mörder nannte. Und es wäre auch zu berichten, wie sie in den letzten drei Wochen ihres Lebens panische Angst litt und in der Nacht hin und her lief, weil sie von der Wahnidee befallen war, SS und Gestapo hätten unser Nachbarhaus besetzt und wollten sie und mich zur Hinrichtung abholen. Sie hatte weit mehr Angst um mich als um sich selbst.

Der Vater



Hugo Fried kurz vor seiner Verhaftung

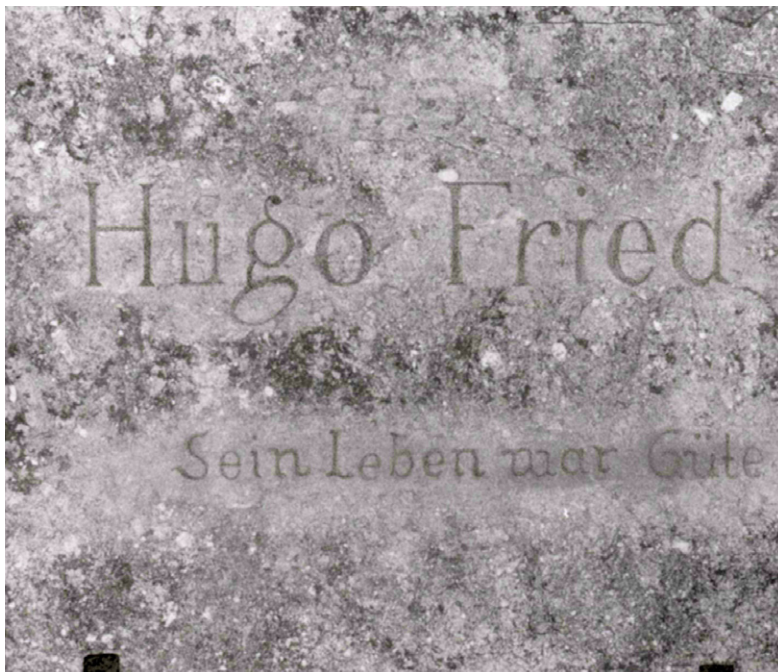
Hugo Fried wurde am 24. Mai 1890 in Wien geboren und starb an seinem 48. Geburtstag an den Folgen eines Trittes in den Magen durch einen Gestapobeamten.

Seinen Sohn behandelte er zwiespältig. Einerseits konnte er streng und wild, sarkastisch und beleidigend sein, andererseits nahm er sich viel Zeit für seinen Sohn und förderte ihn und seine Begabung. Er scheint seinem Sohn ganz entscheidende Impulse für sein späteres Leben gegeben zu haben:

In der Auflehnung gegen die väterliche Autorität liegt eine mögliche Erklärung der großen Begabung des Sohnes.

Noch ehe ich schwimmen konnte, versuchte er mich immer wieder dazu zu bringen, an einem Kletterseil hochzuklettern oder an einer Kletterstange. Er zeigte beides vor. Ich konnte es nicht (auch später nie). Dann, oder wenn ich nicht so hoch oder weit springen oder so schnell laufen konnte wie andere Kinder, sagte er immer, ich sei ein Krüppel und nicht lebensfähig, und er wisse nicht, wie er zu einem solchen Kind komme. Ich haßte ihn dafür

Ab meinem dritten Lebensjahr machte er Laubsägearbeiten für ein großes Puppentheater für mich. Ich durfte auf dem Tisch sitzen und zusehen... Er spielte mir dann zwei- oder dreimal etwas vor, zum Beispiel eine Kinderfassung von Raimunds „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“. Wenn ich einen störenden



Der alte Grabstein am Zentralfriedhof

Ton von mir gab, einen Ausruf oder gar ein Wort, bekam ich eine Ohrfeige.

Der Vater las seinem Sohn auch vor, Geschichten aus 1001 Nacht, Märchen der Brüder Grimm, und aus dem „*Märchen-almanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände*“ von Wilhelm Hauff erinnerte sich Erich Fried noch besonders gut an die Erzählung „*Das kalte Herz*“.

1938 versuchte er über einen früheren Freund, der jetzt in der NSDAP war, Gelder von Bekannten ins Ausland zu retten. Die Versammlung, bei der alles im Café Thury besprochen werden sollte, wurde vom Kellner verraten, und alle Teilnehmer wurden verhaftet. Der frühere Freund hatte das Geld aber ohnehin nur veruntreuen wollen. Beim Verhör versuchte Hugo Fried, alle Schuld auf sich zu nehmen. Das trug ihm einen Tritt in den Magen ein.

*Als man ihn nach Hause brachte, gegen Mittag des Tages, an dessen Abend er starb, traf ich ihn, während man ihn die Treppen hinaufschleppte, und erkannte ihn zuerst nicht, sondern glaubte, als ich unsere Nachbarin neben dem röchelnden alten Mann sah, er gehörte irgendwie zu ihr, und der Polizist und der Chauffeur, die diesen sterbenden Menschen von Stufe zu Stufe hinaufgehoben, hätten nur mit ihr, nichts mit mir und meiner Großmutter zu tun. Ich erinnere mich noch meiner Erleichterung darüber. Als ich unsere Nachbarin, die offenbar schon mit den beiden Männern gesprochen hatte und nun weinend mitging, fragte, ob ich etwas für sie tun könne, packte sie mich am Arm und sagte: „**Wissen Sie nicht, wer das ist? Das ist Ihr Vater!**“*

Ein Gestapobeamter, Herr Göttler, später in der Bundesrepublik Zollrat in Düsseldorf, hatte ihm einige Tage zuvor die Magenwand eingetreten. Vielleicht waren es die weißen Bartstoppeln, die mich gehindert hatten, meinen Vater im mehr als halb-dunklen Treppenhaus zu erkennen. Ich hatte ihn nie anders als glattrasiert gesehen. Und das letzte Mal, am Tag seiner Verhaftung, genau einen Monat vor seinem Tod, hatte er noch keine grauen oder gar weißen Haare gehabt.

Hugo Fried wurde auf dem Wiener Zentralfriedhof bestattet. Als Erich Fried das Grab im Jahre 1987 besuchte, fand er zu seiner Überraschung, dass auf dem Grab ein kleiner Grabstein mit Namen und Todesdatum und der Inschrift „*Sein Leben war Güte*“ angebracht worden war. Er konnte sich die Sache nur so erklären, dass Terry, die langjährige Geliebte des Vaters, diesen Grabstein hatte setzen lassen. SchülerInnen des Erich Fried-Realgymnasiums haben 1998 eine Messingplatte an Stelle der verwitterten und zerfallenen Originaltafel aus dem Jahr von 1938 angebracht.

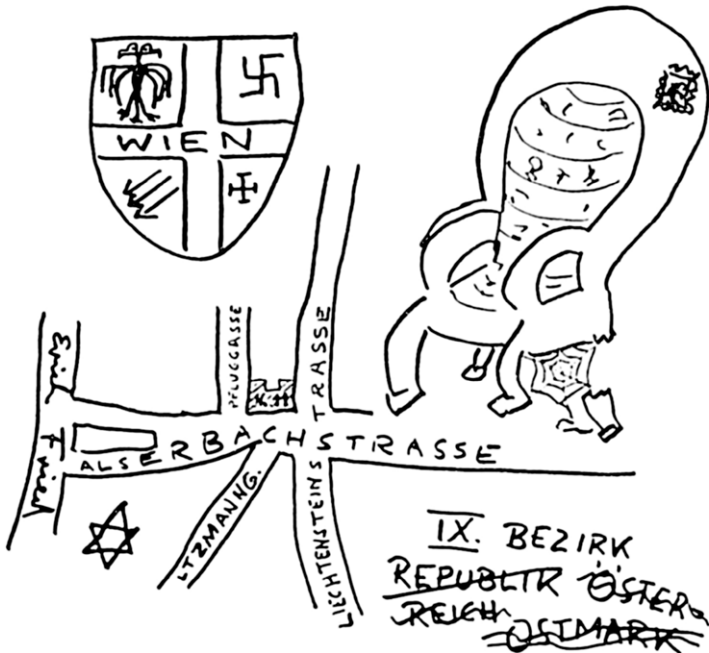


Grab von Hugo Fried heute



Zentralfriedhof, Jüdische Abteilung

Die Wohnung



Zeichnung Erich Frieds zu topographischer
und politischer Lage Wiens.

Die Wohnung in der Alserbachstraße gehörte der Großmutter. Malvine Stein wurde nach einem Befehl des Reichssicherheitshauptamtes betreffend „über 65 Jahre alte, bzw. über 55 Jahre alte, gebrechliche Juden“ am 10. September 1942 nach Theresienstadt deportiert und von dort nach Auschwitz verbracht, wo sie am 26. März 1943 ermordet wurde.

Die Wohnung wurde uns gekündigt. Ich mußte sie Hals über Kopf auflösen, Meine Großmutter zog zu zwei alten Tanten. Die Ölbilder der Familie kamen nach Hietzing, zu einem Freund der Familie, Ingenieur Otto Thomas, der aber im Krieg durch einen Unfall starb, sodaß ich von den Köpfen

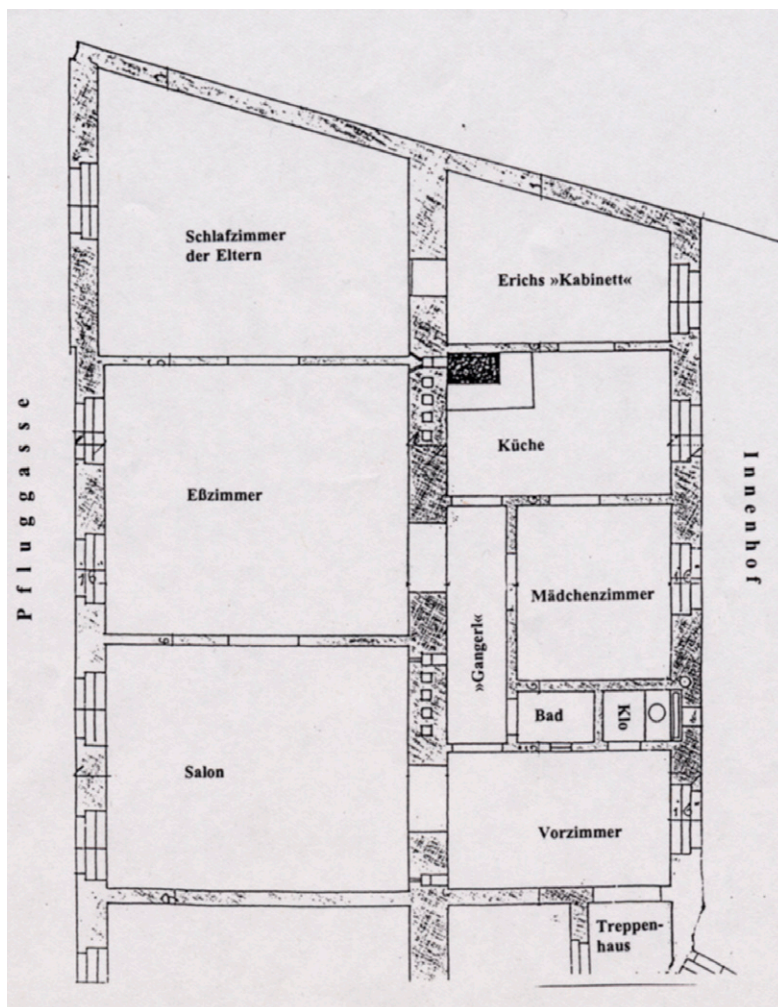
meines Großvaters, meiner Urgroßeltern und meiner Urur-großonkel, die im Salon während meiner ganzen Kindheit auf mich niedergeschaut hatten, nie wieder etwas sah.

Da steht das große, gelbbraune Haus an der Ecke Alserbachstraße-Liechtensteinstraße vor mir. Das Elferhaus, in dem ich seit meiner Geburt gewohnt habe. Die Glasfenster des Café Thury (heute eine Filiale der Bank Austria) werfen das Sonnenlicht zurück; der helle Schein liegt auf der alten Zeitungsverkäuferin, die immer dort steht und zuweilen mit schriller Geisterstimme ruft: „Telegraf, Telegraf am Mittag, 10 Groschen“. Vor etwa einem Jahr ist sie gestorben, noch ehe das alles kam.

Die Wohnung war im neunten Wiener Bezirk, dem Alsergrund, in der Alserbachstraße 11, Ecke Pfluggasse, im vierten Stock, Nummer 16. Im 19. Jahrhundert war hier der Alserbach vorüber geflossen, wegen Seuchengefahr und der Rattenplage (im Volksmund nannte man die Ratten „Alsbachforellen“) musste man ihn schließlich einwölben. In dieser Gegend hatte sich bis 1850 (1865) der Vorort Thury befunden, nach einem Hausbesitzer benannt, der sich nach der Türkenbelagerung von 1529 als Erster wieder traute, außerhalb der Stadtmauern in dieser Gegend zu bauen.

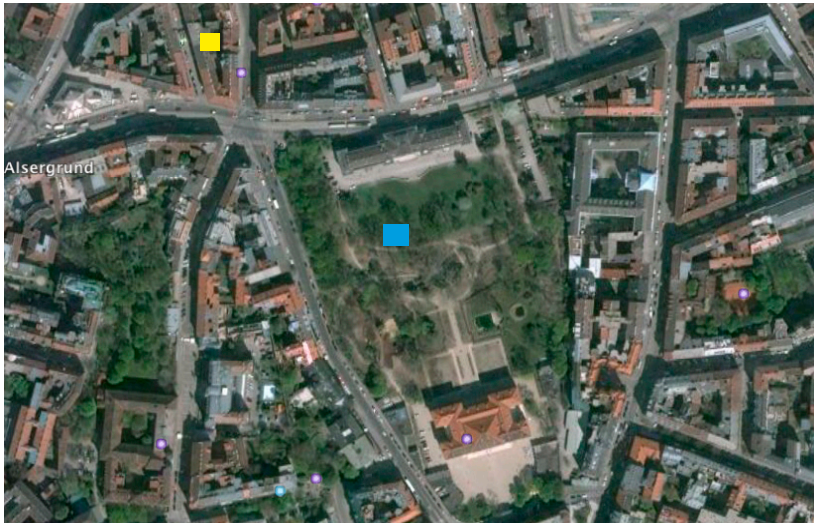
Der Bauplan verdeutlicht die Aufteilung der Wohnung: Hinter der Wohnungstür befand sich ein großes Vorzimmer, das sich nach rechts in einen langen Flur, das „Gangerl“ öffnete. Rechts befanden sich die Fenster in den Hinterhof, das nie funktionierende Bad und die Toilette, eine Kohlenkammer, ein Mädchenzimmer, die Küche. Hinter der Küche ein Kabinett, das Zimmer, in dem Erich Fried bis zur Auflösung der Wohnung gelebt hat, mit Blick in den Innenhof. Auf der linken Seite vom „Gangerl“ liegen drei große Räume: Salon und Speisezimmer, dahinter, gegenüber dem Kabinett und von dort durch eine Tapetentür erreichbar, das Schlafzimmer der Eltern. Also eine gutbürgerliche Wohnung.

Der Bodenkram des Hauses Alserbachstraße 11 ist im Krieg verbrannt, als unsere Nachbarin aus dem oberen Stockwerk sich selbst und ihre Wohnung mit Benzin übergießt und anzündete. Der Schaden ist längst repariert, das Haus sieht von außen wie neu aus. Bei meinen Besuchen in Wien habe ich es nicht wieder betreten.



*Alserbachstraße 11, Nr. 16, die Wohnung der Frieds
Plan: Birgit Plisic*

Wunderkinderzeit 1



■ Wohnhaus der Frieds

■ der nahe Liechtensteinpark

Es waren wohl die Lesungen und kindgemäßen Dramenbearbeitungen des Vaters, die den kleinen Erich Fried einen Zugang zur Literatur öffneten. Mit fünf Jahren konnte er schon lesen und schreiben, sein erstes Gedicht verfasste er nach eigenen Erinnerungen mit 6 1/2 Jahren. Er las die Sagen, Märchen und Geschichten, die der Vater erzählt hatte, die von Hugo Fried vorgenommenen Bearbeitungen der Raimundschen Märchendramen. Er las Karl May und Sir Walter Scott, er verehrte Ivanhoe und Old Shatterhand. Mit sechs Jahren verschlang er Werke aus dem Bücherschrank seiner Eltern „*wahllos durcheinander*“. Zu dieser Zeit verfasste Erich Fried auch schon einige wenige Gedichte. Er las Strindberg, Heine, Dostojewskis „*Schuld und Sühne*“, später „*Die Brüder Karamasov*“, Goethes Faust I, Grillparzer, Shakespeare und auch Lyrik:

„Ich fraß sozusagen alles, was ich an Gedichten finden konnte, immer in mich hinein. Ich hab‘ in der Volksschule, wenn ich Aufsätze zu schreiben hatte, gelegentlich mal einen Auf-

satz in Form eines Gedichtes geschrieben.“

Erich Fried hatte die erstaunliche Begabung, sich nicht nur vortrefflich an Situationen und Begebenheiten erinnern zu können, sondern auch noch nach Jahren und Jahrzehnten richtig aus dem Gedächtnis zitieren zu können. Er konnte Texte so packend vortragen, dass sich der große Regisseur Max Reinhardt für ihn interessierte, aber der Vater verbot weitere Auftritte, um das Kind nicht von der Schule fernzuhalten. Niemand geringerer als „die Niese“ hatte Reinhardt auf den Buben aufmerksam gemacht.

Anfangen hatte es im Liechtensteinpark, wo Erich Fried immer wieder erleben musste, das er mit den Spielen der anderen Kinder wegen seiner Ungeschicklichkeit und Schwäche nicht so viel anfangen konnte. Er litt vielleicht an einer angeborenen Muskelkrankheit, „Friedreichs Ataxie“. Zumindestens war er selbst davon überzeugt; in der Familie ist man heute anderer Ansicht.

Ich versammelte andere Kinder um mich und erklärte ihnen, zur Abwechslung wollten wir einmal nicht Schnur springen und um die Wette laufen, sondern etwas anderes tun. Dann erzählte ich ihnen spannende Geschichten, die ich meist eigens zu diesem Zweck ganz rasch erfinden mußte, oder wir inszenierten irgendeine Phantasiekomödie oder -tragödie, die ich mir ausgedacht hatte. Selbstverständlich spielte ich dabei mit.

Bei einer solchen Probe im Park wurde der arbeitslose Regisseur Hans Wachsmann auf das begabte Kind aufmerksam und erreichte von der Familie die Erlaubnis, dass Erich bei einer Aufführung des „Verschwenders“ an der Renaissancebühne mitmachen durfte. Aus einer Zeitungskritik:

Erich Fried, noch nicht fünfjährig, war als Azur und Bettler nicht nur ein sehr guter Sprecher, sondern ein Schauspieler mit geradezu dämonischer Wirkung.

Neues aus aller Welt

Die Weihnachtsvorstellung des „Regenbogen“.

die Sonntag, den 26. Dezember 1926 in der Renaissance-bühne stattfand, war ein voller Erfolg. Das nahezu ausverkaufte Haus bot schon dem Eintretenden ein freundliches Willkommen. Sämtliche Lampen erstrahlten in hellem Glanze, wohlige Wärme, die alle Räume des Theaters durchflutete, war an dem schneidigkalten Dezembertag besonders angenehm.

Die Aufführung des Stückes „Der Verschwender“, über dessen erste Vorstellung in der Volksoper wir bereits in der Nummer 49 des „Regenbogen“ berichteten, wies einige Um- und Neubesetzungen auf. Für die „Regenbogen“-Vorstellung wurden nämlich alle Striche, die der kürzeren Spieldauer wegen bei der ersten Vorführung gemacht worden waren, wieder geöffnet. Es wurden also einige Szenen gespielt, die das erste Mal weggeblieben waren. Zum Beispiel die Gesellschaftsszene mit dem Präsidenten Klugheim und seiner Tochter Amalie, die, da sie von Kurt Schiller und Gerda Schneidmann ausgezeichnet gespielt wurde, sehr gefehlt hätte. Auch der Auftritt mit dem Baumeister Sockel, in der Volksoper weggelassen, wurde diesmal gespielt. Bobby Marek holte sich in der Rolle des Baumeisters auf offener Bühne lauten Beifall. Erich Fried, noch nicht fünfjährig, war als Azur und Bettler nicht nur ein sehr guter Sprecher, sondern ein Schauspieler mit geradezu dämonischer Wirkung. Wie das erstemal gut, und vielleicht noch besser, weil viel freier und unbefangener, waren: Litzl Thleman, Kurt und Trude Haas, Steffi Speler, Erika Spinnrad, Edith Hetha Graf und ganz besonders wieder Milli Kostron.

*Zeitungsausschnitt mit Notiz zu dem Stück
„Regenbogen“, 1927:*



*Die Renaissance-Bühne, wo
Erich Fried als „noch nicht“
5-Jähriger auftrat.*

Wunderkinderzeit 2

*Erichs geliebtes
Kindermädchen
Fini Freisler*



Erich Fried, noch nicht fünfjährig, war als Azur und Bettler nicht nur ein sehr guter Sprecher, sondern ein Schauspieler mit geradezu dämonischer Wirkung.

Diese Kritik musste der kleine Bub auf Verlangen der Mutter auswendig lernen und aufsagen, wann immer sie es wollte. Die Theatergruppe gefiel und ging auch auf Tourneen. Hier errang Erich Fried jenen Erfolg, den sein Körper ihm nicht geben wollte. Hier erhielt er jene Zuwendungen, die ihn für seine Ungeschicklichkeit entschädigten. In dem Kapitel „Wunderkinderzeit“ in seinen Erinnerungen spricht er sogar von einem „Machtgefühl“.

Sein geliebtes Kindermädchen Fini beeindruckte er mit seinem Theaterspiel so sehr, dass sie begann, Schauspielunterricht zu nehmen. Um ihre Kurse und die Betreuung Erich Frieds unter einen Hut zu bekommen, hörte Erich sie am

Abend immer ab und gab ihr Ratschläge für ihr Theater-
spiel. Er prüfte sie, ob sie ihre Rollen richtig gelernt hatte
und ob sie die Worte richtig aussprach. Was muss der Knabe
bei diesen „Proben“ an Sprachgewalt und Dichtung kennen-
gelernt haben!

*In den nächsten zwei Jahren besuchte sie während meiner
Schulzeit ihre Schauspielkurse. Abends verfuhrten wir, wie
wir es vereinbart hatten. Alles ging großartig, das einzige
Arge an dieser Zeit war, daß sie sich, um gewisse Rollen spie-
len zu können, ihr langes, blondes Haar abschneiden lassen
mußte. Ich weinte darüber so lange, daß auch sie zu weinen
anfang. Nach etwa zwei Jahren war ihr Kurs zu Ende. Darauf
folgte noch eine kurze ganztägige Praxiszeit, und dann war
Fini eine Schauspielerin. Ich lehnte es ab, nach ihr noch ein
anderes Kinderfräulein zu bekommen.*

Diese literarische und sprachliche Frühreife des Kindes war
die eine Seite seines Wesens. Aber auch eine andere Seite
machte sich bemerkbar. Mit dem später ebenfalls nach Eng-
land geflüchteten Freund Ernst Eisenmayer, dessen Vater in
der nahen Pfluggasse ein Elektrogeschäft hatte, machte er
Versuche an Glühlampen und träumte auf ganz kindliche
Weise von einer Zukunft als Erfinder und Experimentator.
Sogar ein Patent wurde später angemeldet, das aber kein
Geld einbrachte.

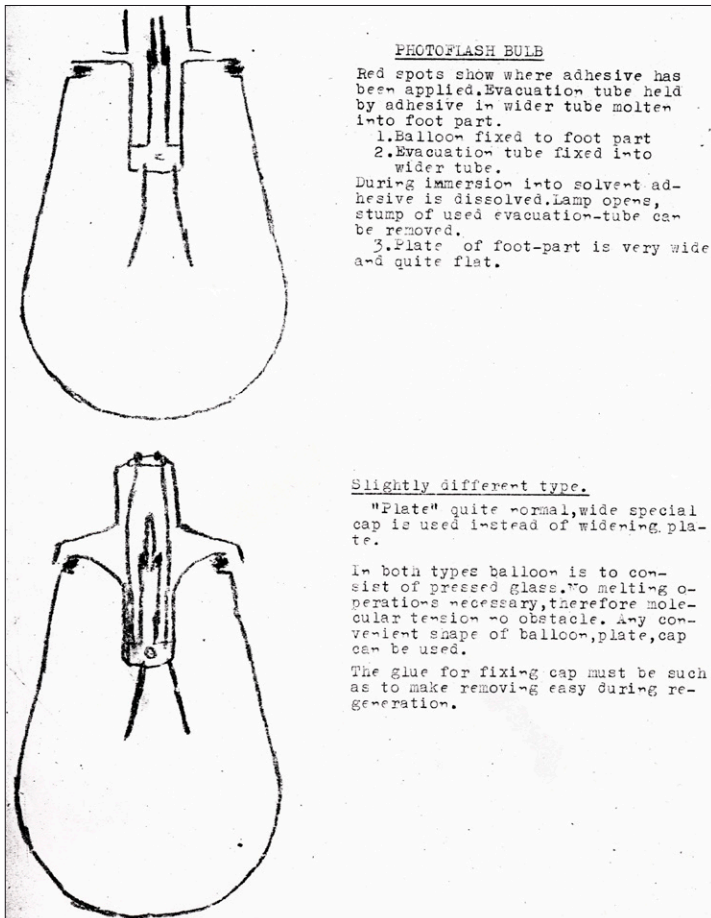
Ernst Eisenmayer berichtet:

*Da bei etlichen Lampen nur der Glühfaden unterbrochen
war, kamen wir auf eine Idee. Einer von uns beiden hielt die
Glühlampe, der andere den Draht mit entblößten Polen, der
vom Stecker kam. Einen Pol hielten wir an das Zinn am So-
ckelende, den zweiten an das Messinggewinde. Ganz schnell,
während der Lampenhalter die Birne so hielt, daß der unter-
brochene Glühfaden wieder Kontakt bekam. In diesem Mo-
ment schweißte sich der Glühfaden zusammen.*

*So funktionierte die Lampe wieder. Sie brannte etwas heller,
aber manchmal doch für eine Weile. Es war abenteuerlich für*

uns. Erich konnte welche an den Mann bringen und ein paar Extragroschen verdienen.

Auch diese Geschichte wirft ein Licht auf Erich Fried. Sein ganzes Leben lang hat er lieber an kaputten Dingen herumgebastelt, als sie weggeworfen. Auf diese Weise wurde er nebenbei noch zum Bastler und Erfinder, der aus dem Vorhandenen etwas machte und so dem Konsumdruck nicht ganz nachgegeben hat, die Nachhaltigkeit vorlebte.



Beispiel für spätere „Erfindertätigkeit“ Erich Frieds, angeregt durch seine Wiener Jahre

1927



Erich Fried als 6-Jähriger



Brand des Justizpalastes am 15.VII.1927

*Mir träumte jüngst von frohem Leben
 Friedlichem Schaffen, freudigem Weben,
 Daß es nicht Krieg noch Tücke gibt,
 Daß jeder jeden andern liebt
 Und keiner hungern, darben muß.
 Jäh schrak ich auf, da fiel ein Schuß –*



Polizist und Demonstranten



Ein Schutzbündler versucht zu reden.



Den Kopf zertrümmert

„Den Kopf zertrümmert“

Erich Fried hat dieses Gedicht im Sommer oder Herbst 1927 geschrieben, mit nicht ganz sechseinhalb Jahren. Wenn er es auf Lesungen vortrug, stellte er es als sein erstes politisches Gedicht vor. Der kleine Erich hatte die schrecklichen Ereignisse des Juli 1927 zufällig am Rande miterlebt:

In Wien waren in jenem Jahr 1927 Rechtsradikale, die in der Ortschaft Schattendorf Arbeiter ermordet hatten, von Richtern, die politisch den Mördern näherstanden als ihren Opfern, in allen Instanzen freigesprochen worden; zuletzt, trotz einer großen Demonstration empörter Arbeiter, am 14. Juli 1927 vom Obersten Gericht, das im Justizpalast tagte. Am folgenden Tag kam es zum Zusammenstoß zwischen der Polizei und den demonstrierenden Arbeitern. Dabei wurde ein Polizist getötet, die Polizei aber erschoss 86 Arbeiter.

An dem Tag war meine Mutter zufällig mit mir in den I. Bezirk, die Innere Stadt gegangen und hatte, weil die Straßen seit Anfang des Kampfes nicht mehr passierbar waren, in einem Laden bei Bekannten Zuflucht gefunden. Durch das Schaufenster sah ich Bahren mit Toten und Verwundeten.

Otto Bauer und der damalige Wiener Bürgermeister Karl Seitz versuchten die aufgebrachten Demonstranten zu beruhigen. Prälat Dr. Ignaz Seipel, im Jahr 1927 zum zweiten Mal zum Kanzler der Republik gewählt, ließ die Polizei mit Karabinern ausrüsten. Man hatte damals noch nicht die Wirren von 1919 vergessen, Spartakus, die Münchner Räterepublik und Bela Kuns Budapester Experiment waren den Christlichsozialen noch in frischer Erinnerung. Der Polizeipräsident von Wien, Dr. Johann Schober, gab den verhängnisvollen Feuerbefehl, als aus dem obersten Stockwerk des Justizpalastes Flammen schlugen. Die Polizei schoss daraufhin wie auf dem Schießstand in die demonstrierende Menge, um den Platz vor dem Justizpalast zu räumen.

Durch die Schaufensterscheibe sieht der 6-jährige Erich, was da draußen an Entsetzlichem, Erschreckendem passiert:

Angstverzerrte Gesichter rennen vorbei; Blutflecken auf den aufgekrempeelten Ärmeln. Verwundete werden vorbeigeschleppt. Außer den Toten gab es 600 Schwerverwundete und 1000 Leichtverletzte. Am nächsten Tag wurde der Generalstreik ausgerufen und viele Zeitungen richteten heftige Angriffe gegen den „Arbeitermörder Schober“ und den „Prälaten ohne Milde“ Seipel. Im Alter von neun Jahren schrieb

Erinnerung an eine grausame Rede

*Der Priester und Bundeskanzler Seipel
Hat gesagt: „Keine Milde!“
Der Blutige Freitag hat gefragt:
„Bist du im Bilde?“*

*Im Bilde, da siehst du
Den verbrannten Justizpalast,
Damit du die Arbeiter
Als „rote Brandstifter“ haßt.*

*Nicht im Bilde
Siehst du die sehr milden Richter.
Im Justizpalast sprachen sie frei
Das Arbeitermördergelichter.*

*Im Bilde siehst du:
„Sozialisten und Kommunisten
Töteten heute
Einen diensttuenden Polizisten!“*

*Nicht im Bilde sah man das Pflaster
Vom Blut gerötet.
„Die Polizei hat heut
sechsendachtzig Arbeiter getötet.“*

An den Polizeipräsidenten von Wien
JOHANN SCHOBER

**Ich fordere Sie auf,
abzutreten.**

KARL KRAUS
Herausgeber der Fackel

Karl Kraus fordert Schobers Rücktritt

Erich Fried ein Gedicht, in dem er noch einmal zu den Ereignissen des 15. Juli 1927 zurückkehrt. Das Gedicht bezieht sich auf eine Rede Seipels, in der der Bundeskanzler nicht nur seinen Rücktritt von sich wies, sondern auch jede Amnestie der Demonstranten scharf ausschloss.

Karl Kraus ließ kurz darauf in ganz Wien auf eigene Kosten Plakate affichieren, in denen er Dr. Schober zum Rücktritt aufforderte. Diese Plakate machten auf den Knaben Erich Fried „tiefen Eindruck“. Der Blutige Freitag blieb auch weiterhin und wochenlang Gesprächsstoff der Erwachsenen. Nur so lässt sich die folgende Begebenheit erklären:

1927 war mein erstes Schuljahr. Mein Lehrer hatte meine Fähigkeit, Gedichte zu deklamieren, desto schneller entdeckt, als ich damit keineswegs hinter dem Berge gehalten hatte. Ich sollte nun zu Weihnachten im Festsaal unserer Schule, einem großen Saal in einem nahen Gemeindehaus, den meine Marktgassee-Schule mit zwei anderen teilte, ein Weihnachtsgedicht aufsagen. Als ich schon auf der Bühne stand, hörte ich unten jemand sagen: „Der Herr Polizeipräsident ist auch unter den Gästen.“ Also trat ich vor, verbeugte mich und sagte in meiner besten Redemanier: „Meine Damen und Herren! Ich kann leider mein Weihnachtsgedicht nicht aufsagen. Ich habe gerade gehört, Herr Polizeipräsident Doktor Schober ist unter den Festgästen. Ich war am Blutigen Freitag in der Inneren Stadt und habe die Bahren mit Toten und Verwundeten gesehen, Und ich kann vor Herrn Doktor Schober kein Gedicht aufsagen.“ Nochmals verbeugte ich mich und trat dann zurück. Der Polizeipräsident, den ich erst jetzt sah, sprang auf und verließ sofort, gefolgt von zwei, drei Begleitern, den Saal. Er oder einer aus seinem Gefolge schlug krachend die Türe zu. Ich trat wieder vor und sagte: „Jetzt kann ich mein Weihnachtsgedicht aufsagen.“ Ich deklamierte das, wie ich heute weiß, ohnehin jämmerlich schlechte Gedicht mit all dem Pathos, das man mir beigebracht hatte. Großer Applaus, ich verbeugte mich noch mehrmals und zog mich dann zurück. Mein Lehrer, Franz Ederer, ein linker Sozialdemokrat, wartete schon auf mich. Er umarmte mich: „Das ist ja großartig, Erich! Wie bist du nur auf diese Idee gekommen?“

Heldenzeitalter

Mein eigenes Heldenzeitalter, wenn man es so nennen will, fing 1938 an, am 24. April, und endete am 5. August, als ich die deutsche Reichsgrenze hinter mir ließ. Man kann es aber nur so nennen, wenn man eine Zeit darunter versteht, in der einem das Heldentum geradezu aufgezwungen wird.

Gerade 17 Jahre alt, musste Erich Fried sich mit so ungeheuerlichen Tatsachen auseinandersetzen, dass er die Schule von einem Tag auf den anderen verlassen muss, seine Eltern verhaftet werden – seinen Vater wird er erst wieder sterbend sehen, im Mai 1938 – seine ganze Welt zerfällt.

Erich Fried musste seinen Widerstandsgeist schon damals in Aktionen umsetzen. Er gründete eine Widerstandsgruppe mit Schulkameraden. Sie schrieben Streuzettel und brachten Bücher von gefährdeten jüdischen Familien, wo sie sicher verbrannt worden wären, zu Familien, von denen sie wussten, dass sie Sozialisten oder Kommunisten waren. Für diese Streuzettel verfasste natürlich Erich Fried die Gedichte (siehe Beispiel unten, S. 30):



Jene Stelle, an der die beiden Freunde nur knapp der Verhaftung durch einen SS-Mann entgingen.



Der Abtransport von Juden nach Dachau wurde der Wiener Bevölkerung klar gezeigt

Wären diese Parolen, so wenig konkret sie auch waren, Nazis in die Hände gefallen, hätten sie doch genügt, wie Fried in seinen Erinnerungen schreibt, um „*uns nicht nur schweren Misshandlungen auszusetzen, sondern auch um uns ins Konzentrationslager zu bringen*“.

So geschah es eines Tages, als mein Freund Edmund und ich durch die Liechtensteinstraße gingen, die Taschen voll von Propagandamaterial, daß wir in Schwierigkeiten kamen. In der Nähe des Zugangs zur Strudelhofstiege sahen wir einen SS-Mann, der auf der Straße stand und uns entgegenblickte. Wir wechselten, wie wir hofften, unauffällig, auf die andere Straßenseite hinüber, wo der Liechtensteinpark seine Mauer hatte. Aber auch dort stand ein SS-Mann, und der hielt uns an.

„Sind Sie Jude? Österreichischer Staatsbürger?“ Beides bejahten wir wahrheitsgemäß. „Kommen Sie mit.“ Wir wußten, daß das weiter nichts bedeutete, als daß wir in irgendeiner SS-Kaserne Reinemachdienste leisten sollten. Das wäre zwar unangenehm gewesen, und man mußte sich darauf gefaßt machen, einige Tritte oder Schläge zu erleiden, aber das wäre nicht so arg gewesen. Nur wußten wir auch, daß in den letzten Wochen zum Ritual dieser Reinemachaktionen die Entleerung aller Taschen und Prüfung ihres Inhalts dazugekommen war, und das würde natürlich in unserem Fall schlecht ausgehen. Daß ich, der ohnehin eine leichte Bewegungsstörung hatte und nicht gut marschieren und schon gar nicht laufen und springen konnte, einen KZ-Aufenthalt nicht überleben würde, war so gut wie sicher. So also sah der Tod aus? Ein Mann mittleren Alters in schwarzer Uniform, mit ein wenig traurigem aber gar nicht böartigem Gesicht, in dem rot aufgesprungene Äderchen an Nase und Wangen vielleicht anzeigten, daß er zuviel trank.

Ich riß mich zusammen und fragte den SS-Mann sehr ernst: „Muß das unbedingt sein?“ Ich sah ihn voll an, und er sah mich und meinen Freund an. Ich weiß nicht wie lange, aber es wird wahrscheinlich nicht länger als eine Sekunde gewesen sein. Dann machte er eine Handbewegung und sagte: „Gehen Sie.“ Ich sagte: „Besten Dank“, und wir gingen. Nach einer Anzahl von Schritten fragte mich Edmund: „Wie hast du das gemacht?“.

Not und Hunger, Haß und Krieg
Wüten auf der Erde,
Darum rufen wir euch auf,
Daß es besser werde.
Führt die Menschlichkeit zum Sieg!
Den Enttäuschten richtet auf!

Auf! Die Menschheit zieht zur Höhe!
Über Haß und Unterdrückung
Siegt ihr göttlich freier Schritt.
Alle gilt es zu beglücken,
Die noch Tod bedrücken:
Komm und ziehe mit uns mit!

*Gedicht für die von
Fried gegründete
Widerstandsgruppe*



Impressum

Medieninhaber: Museumsverein Alsergrund, 1090 Wien, Währingerstraße 45

Präsidentin des Museumsvereins: Bezirksvorsteherin Martina Malyar

Redaktion Museumsleiter Dr. W. Urbanek

Text: W. Urbanek + C. Sellner

Layout und Satz: Sabine Artes

Lektorat: Conny Sellner

Alle: Bezirksmuseum Alsergrund

© für alle Texte: Bezirksmuseum Alsergrund

Einladung

Präsentation des Erinnerungsbandes für Erich Fried:
„Gegen das Vergessen - zum
20. Todestag von Erich Fried“.

Freitag, 21. November 2008
Beginn: 18:30

Festsaal des Bezirksmuseums
Alsergrund,
Bezirksmuseum Alsergrund,
Währinger Straße 43

Dramolette von SchülerInnen zu
Fried-Gedichten

Lesung aus Fried-Texten von Otto
Tausig

Mit Beiträgen von:

Volker Kaukoreit
Stefan Eibel-Erzberg
Robert Schindel
Friederike Mayröcker
Otto Tausig
Brigitte Schwaiger
David Fried
Hans Fried
Petra Fried
SchülerInnen des Erich Fried-
Gymnasiums
Karin Ivancsics
Janko Ferk
Heinz Fischer (Vorwort)
Simon M. Jonas
Paul Österreicher
Almut und Hartmut Dreier
Sabine Stichler
Ernst Eisenmayer
Heinz Lunzer
Willi Urbanek

Erich Fried weit entfernt

*Er lehnte an der Wand der Wiener Rathausarkaden
deutete Joe Berger und mir mit seinem Stock den Weg
zum Aufbruch – zum Schriftstellerkongress*

*Heute
27 Jahre später ist er wie Joe im Grab
nur ich häng' noch im Zeitgeist
wo alle fünf Sekunden ein Kind krepirt
und nächstes Jahr geht's noch schneller*

Stefan Eibel-Erzberg